

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 92.

Berlin, Freitag den 2. August

1833.

England.

Travels of an Irish Gentleman, in search of a Religion. By the Editor of Captain Rocks memoirs. (Wanderungen eines Iränders, der auf Entdeckung einer neuen Religion ausging.) Von Thomas Moore. 2 Bde. London, 1833.

Es wird ohne Zweifel das höchste Erstaunen erregen, daß Herr Moore, — Thomas Moore, — der Britische Anakreon — der vertraute Freund Byron's — hier in einem ganz neuen Charakter auftritt, und sich zwar mit einer gewissen bewundernswürdigen Kühnheit, aber auch mit dem ebenso Erstaunen erregenden stillschweigenden Eingeständnisse des gänzlichen Verkennens seiner Zeit sowohl als seiner eigenen Kräfte, zum religiösen Polemiker macht. Erwägt man alle Umstände, welche die Erscheinung dieses Buches begleiten, so muß man seinen Inhalt, subjektiv genommen, zu den interessantesten Denkwürdigkeiten zählen, zu denen das menschliche Gemüth jeden Stoff hergab; objektiv aber bilden sie ein trauriges Zeugniß von den Verirrungen eines gebildeten Geistes.

Indem wir den Motiven des Herrn Moore nachforschen, lassen wir keinesweges diejenigen aus den Augen, die er selbst aniebt, und wiewohl man es in dem Charakter, den er in diesem Werke annimmt, mit kleinen geschichtlichen Umständen nicht so genau zu nehmen pflegt, so trägt doch das Ganze nur allzuhäufig das Gepräge des Gemachten, obgleich auch der darauf verwandte angestrenzte Fleiß gar nicht zu verkennen ist. Er wäre, sagt er, in seiner Kindheit, wie dies gewöhnlich geschieht, in dem Glauben seiner Eltern erzogen worden; es scheint jedoch, sein Vater sey ein Protestant und seine Mutter eine Katholikin gewesen. In solchen Fällen ist es in Irland gebräuchlich, daß die Söhne den Vätern, und die Töchter den Müttern folgen. So viel ist ungemacht, daß Frau Moore's Schwägerin alle gute Katholikinnen waren, und daß man ihn selbst stets als einen jungen Mann betrachtete, über dessen Religion man nicht ins Reine kommen konnte. Es scheint indeß, daß Hr. Moore sich, bis in spätere Zeit, als einen Katholiken dem Namen nach betrachtete und, wie so viele Andere, seinen eigentlichen Gesinnungen in diesem Punkt wenig Aufmerksamkeit widmete. Er schildert genau die Gemüthselage eines großen Theils der Irändischen Katholiken, indem er uns sagt, daß er sich begnügt habe, bei der Religion zu bleiben, in welcher er erzogen worden, und zwar bloß deshalb, weil es bei dem Druck, welcher auf ihren Bekennern lastete, niedrig gewesen wäre, sie aufzugeben. Als jedoch die Britische Regierung eine bessere Politik annahm, als die Katholiken politisch auf gleichen Fuß mit den Protestanten gestellt wurden, da konnte Jeder, den nur der Zufall der Geburt zum Katholiken machte, seine Stellung ändern, ohne sich den Vorwürfen auszusetzen, die man ihm unter den früheren Umständen machen konnte, und dies war, nach seinem eigenen Geständniß, der Fall mit Moore. „Ich fühlte,“ sagte er, „nicht allein die Slaverei, sondern auch die Entwürdigung, zu den verflochtenen Anhängern eines veralteten Glaubens gehört zu haben.“ Denn als solche betrachtete er früher die Katholiken, obgleich er selbst einer war.

Wiewohl er daher, aus den ebenerwähnten Gründen, für den katholischen Glauben das Leben gelassen hätte, so freuete er sich dennoch, als der Zeitpunkt eingetreten war, in welchem er dem Katholicismus entsagen konnte, ohne seiner bürgerlichen Ehre ein Opfer zu bringen. Abgesehen von dieser politischen Ansicht des Katholicismus, genügte ihm derselbe als Religion noch weit weniger, denn er sah ihn so, wie er ihm dargestellt wurde. Das düstere Gemälde der katholischen Religion, wie es in Flugschriften und von Predigern in Irland entworfen wurde, und die Beschuldigungen, welche einige Männer, ausgezeichnet durch Talent und Humanität, gegen diesen Glauben vorbrachten, den sie als heidnischen Götzendienst verdamnten, hatte bei ihm, wie bei vielen anderen jungen Katholiken die Wirkung, daß sie über die erniedrigende Lage erzürbten, in welche das Schicksal sie versetzt hatte, und in der sie ihre Vernunft opfern mußten, um consequent zu bleiben. Moore erzählt, daß er, wiewohl er sich äußerlich unwillig über jene Beschuldigungen zeigte, in seinem Innern ihnen fast beistimmte. Wir dürfen ihm daher geru glauben, daß er die frohe Nachricht von der Emancipation der Katholiken mit doppelter Freude empfing, und daß er von ganzem Herzen ausrief: „Gottlob! jetzt kann ich Protestant werden, wenn ich will.“

Wir wollen nunmehr dem berühmten Verfasser durch den Inhalt seines Buches folgen, ohne uns einen Zusatz zu erlauben, da

wir überzeugt sind, daß der Leser nur mit verwundertem Lächeln die Forschungen Thomas Moore's und deren seltsame Resultate beobachten wird.

„Obgleich,“ sagt er, „in jener Zeit meines Lebens so unwissend in Allem, was Religion betraf, wie nur irgend ein junger Herr seyn kann, der seine Zeit auf der Universität, — wäre es auch um sich dem geistlichen Stande zu widmen — zugebracht hat, so hatte ich doch von Natur sehr viel religiöses Gefühl. Ich ging daher sehr wirklich mit Ernst und Aufrichtigkeit daran, eine neue Religion zu wählen, und da ich es mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß ich den Protestantismus wählen müßte, so nahm ich mir vor, daß es ein Protestantismus von der besten und unverwerflichsten Art seyn sollte. Wie war das nun aber anzufangen? Ich erinnerte mich einer Bemerkung in der Predigt eines Kandidaten auf unserer Universität, auf welche er großes Gewicht legte, und die ich mir jetzt zur Richtschnur nahm. „So wie die Ströme,“ sagte der Prediger, „nabe an ihrer Quelle stets am klarsten sind, so findet man auch das Christenthum am reinsten in den ersten Zeiten nach seiner Gründung.“ Da ich die Richtigkeit dieses Satzes als ausgemacht annahm, so war die natürliche Schlussfolge, daß ich in den Lehren und Gebräuchen der frühesten Zeiten des Christenthums nach dem wahren Protestantismus suchen müßte, indem die Veränderungen, welche sowohl in den Satzungen als in den Gebräuchen des Christenthums später eintraten, wie uns der Prediger sagte, die Ursachen „jenes verderblichen Religions-Systems“ wurden, welches in der Welt unter dem Namen des Papstthums Eingang fand.“ Ich konnte demnach nicht zweifeln, daß die einzig wirksame Art, meinen Zweck zu erreichen, nämlich ein Protestant im wahren und reinsten Sinne zu werden, darin bestünde, sogleich zu jener Morgenröthe unseres Glaubens emporzuklimmen und mich mit den Meinungen und Lehren derselben, auf welche sie ihr bestes Licht warf, recht zu durchdringen.“

„Da ich die klassischen Studien mit vielem Fleiße betrieben hatte, so war ich vertraut genug mit dem Lateinischen und Griechischen, um mich an die Kirchenväter in ihrer eigenen Sprache zu wagen. Meine Kenntniß der heiligen Schrift war bis jetzt nur dürftig gewesen; ich beschloß aber, das Lesen der Bibel mit dem Forschen in den Schriften ihrer ersten Ausleger neben einander geben zu lassen, so daß auf diese Weise Text und Kommentar sich gegenseitig erläutern möchten.“

„So ging ich denn mit einem Eifer, dessen Aufrichtigkeit wenigstens einigen Erfolg verdiente, an mein Werk der Selbstbelehrung. Ein großer Schritt zur Annahme eines neuen Glaubens war bereits durch das nahe an Verachtung gränzende Gefühl gethan, mit welchem ich auf den alten zurückblickte. Indem ich der ganzen Reihe papistischer Abscheulichkeiten, als Transsubstantiation, Reliquien, Fasten, Fegfeuer, Anrufung der Heiligen u. c., mit frohem Muthe und, wie ich glaubte, auf immer den Abschied gab, öffnete ich, ein lernbegieriger Schüler, mein Gemüth jenen erleuchtenden Wahrheiten, welche nunmehr aus einer reineren Religion auf mich herabströmen sollten.“

Beim Beginn jener Arbeiten, denen er sich jetzt widmen wollte, fand er, daß sie immer besser von Statten gingen, je weiter er darin vorschritt. Bald aber nahm er mit großem Erstaunen wahr, daß von den fünf heiligen Vätern, welche man apostolische Kirchenväter nennt, weil sie mit den Aposteln selbst oder ihren unmittelbaren Schülern verkehrt hatten, Einer nichts Geringeres war, als ein Papst, ein wirklicher Papst, und zwar der dritte, der dieses Amt nach St. Peter bekleidete. Dies war der heilige Clemens, der nicht allein ein Mitarbeiter St. Paul's, sondern von diesem selbst ordinirt war. In dem Werke, welches dieses erstaunliche Faktum aufbewahrte, entdeckte unser Kandidat des Protestantismus auch eine andere nicht minder überraschende Neuigkeit, nämlich, daß die Kirche zu Korinth sich an die Kirche zu Rom um Beistand und Belehrung gewandt hatte, worauf derselbe Clemens eine Antwort erließ, welche allgemein als eines der interessantesten Monumente geistlicher Literatur, die wir besitzen, anerkannt ist.

Hr. Moore ging nun zunächst zu den Schriften des heiligen Ignatius über, der dem Apostel Petrus unmittelbar in dem Bischofsstuhle zu Antiochien folgte. Diesen Bischof hält man für das nämliche Kind, welches unser Heiland aufnahm und mitten unter seine Schüler, als ein Muster zur Nachahmung, niedersetzte. Auf jeden Fall konnte Niemand besser mit der Weise und den Ansichten der Apostel bekannt seyn, als der heil. Ignatius. Es mußte daher unserem angehenden Protestanten sehr stark auf das Herz fallen, in diesem

Ignatius eine der standhaftesten Stützen der katholischen Lehre von der Transsubstantiation zu finden. Kaum hatte er sich von der Bewunderung über diese Entdeckung erholt, als er auf ein anderes sonderbares Faktum stieß, nämlich, daß, als Ignatius den Märtyrertod erleiden mußte, die treuen Eborherren, welche ihn nach Rom begleitet hatten, die wenigen Gebeine sammelten, welche die Blutgier der Löwen übrig gelassen hatte, sie nach Antiochien zurückbrachten und in jener Stadt in einem Schrein aufbewahrten, an welchem nachher jedes Jahr die Gläubigen, zum Andenken jenes Heiligen, ihre frommen Vigilien hielten. Nicht minder wichtig war der Umstand, der in der Geschichte des Märtyrertums dieses berühmten Heiligen vorkommt: daß, während seiner Reise durch Asien nach Rom, wo er den Tod leiden sollte, er die Gemeinden ernstlich ermahnte, sich vor Ketzerei zu hüten und fest an den Ueberlieferungen der Apostel zu halten.

Diese Entdeckungen waren wunderbar, sagt unser Wanderer, der eine neue Religion aussuchen wollte, in der That höchst wunderbar. Wer hätte das denken sollen! Dennoch, entschlossen, sein Vorhaben nicht so leicht aufzugeben, ging er von dem ersten zum zweiten Jahrhundert über, um zu sehen, was er in diesem für Aufmunterung finden möchte. Die erste Autorität, die ihm in dieser Epoche entgegentrat, war St. Justin der Märtyrer, dessen unzweideutiges Zeugniß in Hinsicht des Glaubens an die Transsubstantiation unserem Forscher keine Spitze einzuwenden übrig ließ. „Gewohnt, wie ich es war“, sagt er, „die päpstliche Jurisdiction als eine Anmaßung aus den finsternen Zeiten zu betrachten, wurde ich durch die deutlichen Beweise, die jetzt vor mir lagen, von der Reibensfolge, wodurch dieser Titel bis zu jenem „Felsen“ hinaufgeführt und befestigt war, auf welchem die ganze Kirche gebaut ist, zu meiner Bestürzung übersüßigt.“ Etwas weiterhin geriet er an eine Stelle eines gleichzeitigen Schriftstellers, des heiligen Irenäus, der unbedenklich sagt, daß er alle Bischöfe bezähle, welche von den Aposteln und ihren Nachfolgern, bis auf ihn und seine Kollegen herab, eingesetzt worden wären. Auch erwähnt St. Irenäus in diesem Dokument der Römischen Kirche, als derjenigen, die jede andere als ihr Oberhaupt anerkennen müsse. In diesem Zeitalter (dem 2ten Jahrh.) ist es auch, daß unser Wanderer die unzweifelhaftesten Beweise von dem allgemeinen Vertrauen findet, welches man in mündliche Traditionen setzte. Die Wirkung dieser Nachforschungen schildert uns bei dieser Gelegenheit der Dichter selbst auf ziemlich ergößliche Weise.

„Man wird leicht glauben, daß ich am Ende dieses langen Tagewerks mich gänzlich entmüthigt und meines Vorhabens überdrüssig fühlte. Ich hatte nun, durch die Autorität der frühesten Kämpfer des Christenthums — an denen Männer Theil nahmen, „in deren Obre die Predigten der Apostel noch nicht verhallt waren“ — sechs der päpstlichen Glaubens-Artikel und Observanzen sanctionirt gefunden, und zwar: 1) die Anerkennung eines obersten Priesters; 2) die Verehrung der Reliquien; 3) Gottes Wohlgefallen an Fasten, Almosen geben etc.; 4) die Autorität der Traditionen; 5) die leibliche Gegenwart beim Abendmahl, und 6) das Messetessen. — Wer mag sich nun noch wundern, wenn ich, nach allem diesem, daran verzweifelte, mich von dem Papstthum losmachen zu können? Mit einem schweren Seufzer schlug ich meinen dicken Folianten zu, und ging mit einer Beklemmung zu Bette, als hätte ich den lebhaften Papst in mir, indem mir zu Muthe war, wie Sündbad dem Reisenden (in Taufend und eine Nacht) seyn mußte, wenn er, nachdem er, seiner Meinung nach, den kleinen alten Mann, der ihm auf dem Nacken saß, endlich abgeschüttelt hatte, dessen Schenkel auf's Neue um seinen Hals fühlte.“ (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Commentaries. (Kommentarien über Irland.) Von W. Stanley. England and the English. (England und die Engländer.) Von E. L. Bulwer. 2 Bde. Pr. 21 Sh.
Conversations. (Unterhaltungen über kirchliche Politik.) Von einer Dame. Pr. 5 Sh.
Facts, not fables. (Thatsachen, nicht Fabeln.) Von E. Williams. Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Chronique du Juillet 1830. (Chronik des Juli 1830) Von M. L. Rozet. Paris 1833.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Als die ganze königliche Familie eingeschifft war, nahm der König, auf dem Verdeck stehend, Abschied von mehreren Gardes du Corps und ihren Offizieren, welche einer nach dem anderen herantraten und ihm die Hand küßten. Die Herzogin von Berry sagte ihnen mit ihrem Sohne auf eine rührende Weise Lebewohl. Die Kommissarien gestatteten allen Personen, welche von der königlichen Familie Abschied nehmen wollten, den Zutritt. Der König ließ bald darauf die Kommissarien selbst rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Die Dauphine dankte flüchtig; der Dauphin machte eine Bewegung mit dem Kopfe; die Herzogin von Berry drückte ihren Dank am lebhaftesten aus. Der König war in diesem Augenblick, wie auf der ganzen Reise, ruhig und edel. Er dankte den Kommissarien für ihre Sorgfalt mit der ganzen Artigkeit und Herzlichkeit, welche die Art der geleisteten Dienste vertritt. Er zog ein Papier aus der Tasche, welches er ihnen zustellte, und worauf ungefähr folgende mit der Unterschrift des Königs verlebene Worte standen: „Ich mache mir ein Vergnügen daraus, den Herren Kommissarien, ihrem Wunsche gemäß, die gehörende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich kann ihrer

Aufmerksamkeit und ihrer Ehrerbietung gegen meine Person und meine Familie nur lobend gedenken.“

„Dann unterhielt sich der König lange mit ihnen über seine Privat-Angelegenheiten, über seine Diener und über seine Gläubiger. „Sie wissen“, sagte er, „daß ich Schulden habe. Ich hoffe, Ihre Regierung wird dieselben anerkennen. Uebrigens lasse ich genug zurück, womit sie getilgt werden können. Das Geld des Dey von Algier gehört mir durch das Recht der Eroberung; es muß zur Abtragung meiner Schulden benutzt werden.“ — Die Kommissarien, ehrfurchtsvoll bis zum letzten Augenblick, beschränkten sich auf die Antwort: „Sire, das ist eine Frage, die geprüft werden wird.“ — Der König hatte sich am 2. August durch Herrn von Girardin von der Regierung eine Summe von 600,000 Fres. als Vorschuß auf die Einnahmen von seinen Privat-Domänen erbeten. Die Regierung hatte Herrn von Girardin beauftragt, diese Gelder nach Eberbourg zu bringen, und ihm zwei Beamten des Schatzes zur größeren Sicherheit mitgegeben. Die Kommissarien empfingen diese Summe in Eberbourg aus den Händen des Herrn von Girardin, stellten dieselbe sogleich zur Verfügung des Königs, und fragten ihn, welche Münzsorten er zu empfangen wünsche. Der König wünschte die Hälfte in französischen Goldstücken und die Hälfte in Piastern. Das Geld wurde sogleich in dieser Weise an Bord des Schiffes gebracht; der König ließ es in sein Zimmer tragen und sagte zu den Kommissarien: „Ich werde Ihnen einen Empfangschein und eine Anweisung auf meinen Geschäftsträger in Paris geben, der diese Summe zurückerstatten wird.“ — „Sire, wir haben weder einen Empfangschein noch eine Anweisung von Ihnen zu fordern.“ — Der König bestand noch auf seinem Verfaß, die Kommissarien aber weigerten sich. „Mein Wunsch“, sagte der König, „besteht nur darin, weder Frankreich noch irgend einer fremden Macht zur Last zu fallen.“ — „Sire“, erhielt er zur Antwort, „Frankreich wird nicht zugeben, daß Der, welcher es beherrscht hat, dem Auslande zur Last falle.“

„Als die Kommissarien wieder an's Land gestiegen waren, fragte der König den Kommandeur, ob er der Capitain von Urville sey. „Ja, Sire.“ — „Ich freue mich, von einem so ausgezeichneten Offiziere begleitet zu werden; ich kenne Sie bereits, und ich zahle auf Sie.“ — „Sire, Ihre Wünsche, in so fern sie meinen Instruktionen nicht zuwiderlaufen, werden Befehle für mich seyn.“ — „Ich will mich zuvörderst nach Spithead begeben und wünsche dicht bei Cowes vor Anker zu gehen, nicht bei St. Helena (einer kleinen Bucht vor Spithead).“ — „Ich kenne die Rhebe von Portsmouth nicht so genau; wenn wir dort angekommen seyn werden, so ist es die Sache des Lootsen, uns nach Cowes zu führen.“

„Der König wußte noch nicht, ob er in England bleiben oder sich wo anders hinwenden würde. Es schien, daß er in Cowes die Berichte seiner Agenten über die Stimmung der fremden Mächte abwarten und danach einen fernern Beschluß fassen wollte.“

„Die Herzogin von Berry empfing einen Brief von der Königin, worin diese ihr anzeigte, daß man eine Sicherheits-Wache nach Rosny geschickt habe. „Sie sind sehr besorgt für unsere Lammven“, sagte sie zu einer Person ihres Gefolges, „und nehmen dabei meinem Kinde die Krone.“

„Am 2½ Uhr ließ der Capitain die Brücke einziehen und gab das Zeichen zur Abfahrt. Aber das Dampfschiff, welches die beiden Amerikanischen Schiffe im Schlepptau hatte, blieb dem Kommando zum Trost unbeweglich. Einige Royalisten bewunderten schon die Vorsicht, welche nicht erlauben wollte, daß die königliche Familie den französischen Boden verlasse; es war indessen nur eine plötzliche Störung in der Dampfmaschine eingetreten. Der Capitain ließ sogleich die Segel einsetzen, der Wind schwellte sie an, und der „Great-Britain“ segelte so rasch ab, daß er beim Vorüberfahren ein Rad des Dampfschiffes beschädigte, welches nicht Zeit genug gehabt hatte auszuweichen.“

„Sobald man das Schiff des Königs sich entfernen sah, begaben sich die Kommissarien nach ihrem Hotel, um ein Protokoll anzunehmen und der Regierung diese Nachricht anzuzeigen. Die Ober-Offiziere und alle Militärs, welche Hüte trugen, nahmen augenblicklich die weiße Kotarde ab.“

„Herr von Urville hatte das Schiff auf vier Monate verproviantiren lassen, damit der König sich, wenn er wollte, ohne Aufenthalt in ein entferntes Land begeben konnte; es befanden sich auf dem Schiffe ausgefuchte Lebensmittel, Geflügel, Trüffel, Champagner und andere feine Weine. Aber als man sich noch auf der Rhebe befand und eben alle Segel beisezte, um die offene See zu gewinnen, zeigte man dem Capitain an, daß sich kein Brod am Bord befände, und daß, um das Unglück vollständig zu machen, der Bäcker am Lande geblieben wäre. Kein Brod, schon am ersten Tage und noch auf der Rhebe! Kein Brod, bei Trüffeln und Champagner! Diese traurige Nachricht verbreitete sich schnell auf dem ganzen Schiffe. Die Kinder hatten auf dem Fleck Hunger. Alles kam zu dem Capitain gestürzt und fragte, ob es wahr sey, daß man kein Brod am Bord hätte. Der Capitain war trostlos, daß er der königlichen Familie noch im Angesicht der französischen Küste Schiffszwieback vorsetzen mußte; er sandte ein Boot nach Eberbourg, um Brod und den Bäcker zu holen. Der „Great-Britain“ lavirte, um die Rückkehr des Bootes abzuwarten, welches endlich zur allgemeinen Freude wieder eintraf und vier bis fünf 8 pfündige Brode mitbrachte.“

„Als das Schiff bei dem Bassin Artois vorüberfuhr, sagte die Dauphine zu Herrn von Urville: „Vor zwei Jahren wurde in meiner Gegenwart das Wasser hineingelassen.“ Sie suchte ein Schiff mit den Augen und fragte dann den Capitain, ob das nicht „der Herzog von Bordeaux“ sey. — „Ja, Madame, aber seit gestern heißt er der „Friedland.“ — Sobald das Schiff sich außerhalb des

großen Hafens befand, schienen die Manöver des Schiffes und der Anblick der Abende die königliche Familie zu zerstreuen."

"Der König sagte Herrn von Arville noch einmal, daß er ihn bereits kenne. „Das ist merkwürdig, Sire, denn ich habe niemals die Ehre gehabt Ihnen vorgestellt zu werden.“ — „Wie! Sind Sie mir nicht nach der Rückkehr von Ihrer großen Reise vorgestellt worden.“ — „Nein, Sire; obgleich ich kein Höfling bin, so würde ich mich doch sehr geehrt gefühlt haben, bei jener Gelegenheit ein Wort der Zufriedenheit aus dem Munde meines Monarchen vernommen zu haben. Ich gab meinen Vorgesetzten diesen Wunsch zu erkennen, aber vergebens.“ — „Das ist seltsam,“ bemerkte der König."

„Als das Kriegsschiff „die Seine“ sich uns mit der dreifarbigten Flagge näherte, fragte der Dauphin den Capitain, wohn das Schiff gebe. „Mit uns, gnädiger Herr,“ erwiderte Herr von Arville. Der Prinz meldete dies sogleich dem Könige, der aufs Verdeck kam und sagte: „Ist es wahr, Capitain, daß jenes Schiff mit uns segelt?“ — „Ja, Sire, die „Seine“ wird uns bis zu unserer definitiven Bestimmung begleiten, und der „Rodeur“ bis Spithead.“ — „Das ist sehr sonderbar; man hatte mir doch ausdrücklich versprochen, daß nur die beiden Amerikanischen Schiffe uns fortzuführen sollten.“ — „Es ist wahr, Sire, dies war der ursprüngliche Plan; erst gestern Abend ist mir von Paris der Befehl geworden, uns von den beiden Kriegsschiffen begleiten zu lassen.“

„Der König ließ für den Augenblick den Gegenstand fallen; aber die Gegenwart der Kriegsschiffe mißfiel ihm und der ganzen Familie im höchsten Grade. Er schien unruhig; er fürchtete vielleicht, daß man ihn und die Seinigen deportiren wolle, oder noch etwas Schlimmeres. Indessen zeigte er kein Mißtrauen gegen Herrn von Arville und änderte nichts an seinem Benehmen gegen denselben. Es war aber leicht zu bemerken, daß diese Eskorte ihn sehr besorgt machte, und er suchte zu erfahren, was dieselbe für Instruktionen habe; der Capitain wich aber den in dieser Beziehung an ihn gerichteten Fragen aus."

„Er wünschte auch zu wissen, wie es gekommen sey, daß Herr von Arville zu seinem Begleiter erwählt worden wäre; dieses außerordentliche Vertrauen der Regierung schien ihn ebenfalls zu beunruhigen. Herr von Arville erwiderte ganz einfach, daß man ihn ernannt habe, weil er zur Zeit der einzige See-Offizier gewesen sey, der dem General-Statthalter seine Dienste angeboten habe."

„Der König lenkte das Gespräch auf die Amerikanischen Schiffe, deren Bauart und innere Einrichtung er bewunderte, worauf er einige Betrachtungen über die Fortschritte der Amerikanischen Nation anstellte, welche er mit den Worten schloß: „Das Alles verdanken Sie doch eigentlich nur uns.“ — „Sehr wahr, Sire,“ bemerkte Herr von Arville, „Ihrem Bruder, Ludwig XVI., verdanken die Amerikaner zum größten Theil ihren jetzigen Wohlstand; auch haben Sie den Beistand, den ihnen Frankreich damals leistete, nicht vergessen. Es ist eine der ruhmwürdigsten Handlungen der Regierung Ludwig's XVI.“ — Der Capitain glaubte, dem Könige etwas Ungenehmes zu sagen. Dieser, ohne das zu bemerken, entgegnete in einem Tone innerer Ueberzeugung: „Das war ein Fehler, ein sehr großer Fehler von Seiten Ludwig's XVI.“; und nach einigen Sekunden fügte er seufzend hinzu: „doch wer hätte deren nicht in seinem Leben begangen?“ Der Herr von Arville entfernte sich."

Am folgenden Tage ging der „Great-Britain“ auf der Abende von Portsmouth vor Anker, und der König sandte sogleich den Marquis von Choiseul, den Herzog von Luxemburg und Herrn Bourlet St. Lubin nach London, um in Unterhandlungen mit der Englischen Regierung zu treten. Ein Dampfschiff nahm darauf den „Great-Britain“ in's Schlepptau und brachte ihn nach Cowes, wo der König, am Bord bleibend, die Rückkehr seiner Abgesandten erwartete. Ueber den Aufenthalt der königlichen Familie vor Cowes befindet sich in dem vorliegenden Werke eine Art von Tagebuch, aus dem wir Folgendes ausziehen:

„Donnerstag, 19. Aug. Karl X., mit dem Capitain sich unterhaltend, kam von Zeit zu Zeit auf die Reise des „Atrolabe“ zurück. Bei einer dieser Gelegenheiten sagte er dem Herrn von Arville: „Warum mögen Sie mir denn wohl nicht vorgestellt seyn?“ — „Sire, wahrscheinlich wegen meiner politischen Meinungen.“ — „Waren Sie uns denn nicht ergeben?“ — „Allerdings Ihnen, als Oberhaupt des Staates; aber nicht Ihrer Familie.“ — „Warum haben Sie aber alsdann diese Mission übernommen?“ — „Ich war der Einzige zur Hand; auch glaubte ich, dieselbe um so weniger ablehnen zu dürfen, als Sie nicht zu den erfreulichen gehörte. Und jetzt wünsche ich mir doppelt Glück, Sie angenommen zu haben, wenn ich, ohne gegen meine Grundsätze und gegen meine Pflicht zu sehlen, dieselbe zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt habe.“ — „Ganz gewiß. Ich und meine Familie werden Ihnen ewig dankbar für Ihre Aufmerksamkeit und für Ihr gutes Benehmen seyn. Aber was machten Sie denn in Paris?“ — „Ich arbeitete an der Herausgabe meiner Reise, die ich auf Ihren Befehl unternommen hatte.“ — „Sie waren also bei den Ereignissen in Paris gegenwärtig?“ — „Allerdings, Sire, und ich war Zeuge von manchem Gemehel; übrigens habe ich nicht mitgekämpft, weil mir dies als öffentlicher Beamter gegen meine Pflicht schien, so lange Ihre Regierung nicht von einer anderen ersetzt war; aber ich habe aufrichtigen Antheil an dem Siege des Volkes genommen.“

„Dieses Glaubensbekenntniß gefiel dem Könige nicht, was in seinen Mienen deutlich zu lesen war. Er sagte nach einer kleinen Pause mit einem tiefen Seufzer: „Die Ordonnanzien sind nur ein Vorwand gewesen; der Schlag war vorbereitet, und am 17. Sept. sollte die Monarchie gestürzt werden.“ — „Ich kann unmöglich

glauben, daß die Juli-Ereignisse das Resultat einer Verschwörung gewesen sind.“ — „D! seit langer Zeit war dieselbe angezettelt.“ — „Wer sollte denn wohl das Oberhaupt derselben gewesen seyn?“ — „Das ist jetzt leicht wahrzunehmen: derjenige, der Vortheil aus der Rebellion gezogen hat.“ — „Der Herzog von Orleans? Ich kann versichern, Sire, daß diejenigen, welche die Juli-Revolution eigentlich gemacht haben, nicht daran dachten, den Herzog von Orleans an Ihre Stelle zu setzen. Man rief anfänglich: Es lebe die Charte! dann: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon II.! aber keine Stimme rief: Es lebe Orleans!“ — „Uebrigens kenne ich den Herzog von Orleans; er wird nicht mit ihnen fertig werden; er ist es nicht im Stande; die Franzosen sind unregierbar.“ — Trotz aller Versicherungen des Herrn von Arville beharrte der König bei dem Glauben, daß die Revolution vorher organisiert worden sey, daß sie am 17. Sept. hätte ausbrechen sollen, und daß der Herzog von Orleans an der Spitze derselben gestanden habe."

„Freitag, 20. Aug. Der König hatte erfahren, daß Herr Lottin vor dem Kriege mit einer Mission nach Algier geschickt worden war, und richtete eine Menge Fragen in Betreff jenes Landes an ihn. Er sprach auch mit Herrn von Arville viel über die Expedition nach Algier. „Sie müssen eingestehen,“ sagte er, „daß die Opposition sich sehr schlecht benommen hat. Sie that alles, was in ihren Kräften stand, um den Sieg zu verhindern. Das war nicht patriotisch.“ — Ohne dieses Unrecht rechtfertigen zu wollen, erwiderte Herr von Arville, daß es allen Parteien eigen sey, Alles zu übertreiben und ihren Zweck durch jedes mögliche Mittel zu verfolgen. „So hat man“, fügte er hinzu, „den Ruhm von Navarin sehr übertrieben, bloß aus Oppositionsgeist gegen das Ministerium, welches jenen Krieg wider Willen führte.“ — Heute zeigte endlich Karl X. dem Capitain an, daß er sich definitiv in England niederzulassen wünsche. Bald darauf fiel die Unterredung auf den General Lafayette. Da der König sich sehr heftig über die Charakterlosigkeit gewisser Personen geäußert hatte, welche früher seine eifrigen Anhänger gewesen und jetzt schon mit Leib und Seele zu Ludwig Philipp übergegangen wären, so sagte ihm der Capitain: „Nun, Sire, Lafayette ist wenigstens einer von denen, die dieser Vorwurf nicht trifft.“ — „Er ist eine alte Fábne. Er möchte gern König des Pöbels werden, wird aber niemals zu irgend etwas zu gebrauchen seyn. Man wird sich seiner bedienen, und dann wird man ihn fallen lassen. . . . Und doch würde das in seiner Jugend Niemand von ihm geglaubt haben; er versprach viel, aber er ist schlecht eingeschlagen.“ — „Sie haben ihn also sehr jung gekannt, Sire?“ — „Allerdings. Wir nahmen zusammen gymnastische Uebungen vor; er war linksch und ungeschickt in seinen Bewegungen, aber sehr artig und liebenswürdig und gefiel uns Allen sehr wohl. Wer hätte damals gedacht, daß es so kommen würde!“

„Sonntag, 22. Aug. Der König und der Dauphin hatten noch mit dem Capitain lange Unterredungen über die politischen Angelegenheiten, wobei sie immer die Ansicht durchzuführen suchten, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Thron im Werke gewesen sey, daß der einzige Daum, den sie dem Strome hätten entgegenzusetzen können, die Ordonnanzien gewesen wären, und daß früher oder später die Sache der Gerechtigkeit doch siegen, und die Krone ihrem legitimen Besitzer wieder zufallen würde. — Am Abend vor dem Schlafengehen sagte Karl X. zu Herrn von Arville, daß es nicht seine Absicht sey, für immer in England zu bleiben. Sobald die Europäischen Angelegenheiten sich beruhigt hätten, wolle er sich nach dem Süden von Europa in die Gegend von Venedig oder Mailand begeben. — Dann sagte er zu Herrn von Arville mit großer Herzlichkeit, indem er ihm beide Hände drückte: „Mein lieber Capitain, ehe ich Sie verlasse, ist es mir angenehm, Ihnen von neuem meine ganze Dankbarkeit auszudrücken, und Ihnen für alle Aufmerksamkeiten, für alle Gefälligkeiten zu danken, welche Sie für mich und meine Familie gehabt haben.“ — „Sire, Alles, was ich gethan habe, war meine Pflicht; übrigens brauchten Sie und Ihre Familie nur im Unglück zu seyn, um von mir als geheiligte Gegenstände betrachtet zu werden.“ — „Ja, mein Lieber, Sie hätten Ihre Mission unmöglich mit mehr Ehre und Delikatesse ausführen können. Ich freue mich sehr, Sie kennen gelernt zu haben, und ich hoffe, daß ich Sie nicht zum letzten Male gesehen haben werde. Wir werden uns eines Tages unter günstigeren Auspizien wiedersehen.“ — „Ich weiß nicht, Sire, was Sie mir durch diesen Wunsch andeuten wollen. Wenn Sie vermuthen, daß meine abenteuerliche Lebensweise mich einst in die von Ihnen bewohnte Gegend führen dürfte, so werde ich allerdings mit wahren Vergnügen um die Ehre nachsuchen, Ihnen vorgestellt zu werden. Mit Ausnahme dieses Falles aber wüßte ich nicht, wie wir uns je wiedersehen sollten.“ — „Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustande bleiben, in welchem es sich jetzt befindet; eines Tages wird es die Augen öffnen, und der Herzog von Bordeaux wird sein legitimer Souverain seyn; dann werden Sie zu den Unfrigen gehören.“ — „Was Sie da sagen, Sire, ist allerdings nicht unmöglich; aber nur durch großes Unglück könnte man dahin gelangen. Wenn der Herzog von Orleans, taub gegen die Wünsche der Franzosen und den Ursprung seiner Macht verkennend, nicht mit der öffentlichen Meinung zu gehen weiß, so wird er nach und nach die Achtung und das Vertrauen der wahren Franzosen verlieren; man wird es bereuen, ihm die Geschicke des Landes anvertraut zu haben, und die Anhänger der Republik, welche schon zahlreich sind, können die Fehler des neuen Monarchen benutzen, um den Thron umzuwälzen und ihr System an die Stelle zu setzen. Obgleich die Franzosen, nach den gemachten Erfahrungen, nicht mehr den Gräueln

von 1793 ausgeföhrt seyn dürften, so zweifle ich doch, daß die Republik bei uns von langer Dauer seyn würde. Wir könnten zur Anarchie und zum Bürgerkriege zurückkehren, und dann wäre es möglich, daß Ihr Enkel, von einer Partei im Innern und von fremden Mächten unterstützt, den Thron Frankreichs besteigen könnte. Aber ich versichere, Sire, daß ich, für mein Theil, einer solchen Zukunft aus dem Grunde meines Herzens entgegen bin. Ist uns ein solches Schicksal vorbehalten, so müssen wir es als eine Thatsache, aber als die traurigste für unsere Freiheiten annehmen.“

„Ah! mein Lieber, Sie sprechen immer wie ein Liberaler; aber Sie werden von diesen Ideen zurückkommen. Uebrigens seyn Sie versichert, daß mein Enkel niemals durch die Hilfe fremder Bagnette nach Frankreich zurückkehren wird; die Franzosen selbst werden ihn zurückrufen, oder er wird in der Verbannung bleiben.“

„Plötzlich erinnerte sich der König der beiden Kriegsschiffe und sagte zu Herrn von Urville: „Nun, Capitain, jetzt ist's doch kein Geheimniß mehr, warum sind jene beiden Schiffe uns bis hierher gefolgt?“ — „Sire, um Sie zu verhindern, sich nach einem der Orte zu begeben, welche die Regierung ausgenommen hatte.“ — „Meiner Treu! man hat Recht gehabt; ich hatte Lust, nach Belgien zu gehen.“

Der König wiederholte dem Herrn von Urville nochmals seine Dankfagungen und zog sich dann zurück. Am anderen Morgen wollte er sich mit seiner ganzen Familie nach Weymouth begeben.

„Während der 7 Tage, die der König am Bord des „Great-Britain“ zubrachte, lud er den Capitain von Urville niemals zu Tische ein, so wie er während seiner Reise von Rambouillet nach Eberbourg auch niemals die Kommissarien eingeladen hatte. Die Herren von Damas, von Luxemburg und von Choiseul allein aßen mit der königlichen Familie. — Der König zeigte sich beständig als der einfachste und anspruchloseste Mann. Der Dauphin bezeugte ihm die tiefste Ehrerbietung. Er sprach nie anders, als mit entblößtem Haupte mit ihm. Seine ganze Haltung war nicht allein die eines unterwürfigen Sohnes, sondern beinahe die eines furchtsamen Kindes. Die ganze königliche Familie widmete ihrem Oberhaupte die zärtlichste Sorgfalt. Der Dauphin und die Dauphine schienen sehr gut mit einander zu leben; auf dem Schiffe, wie auf der ganzen Reise, waren sie beständig beisammen. — Alle Tage um 10 Uhr hörte der König die Messe in seinem Zimmer, ohne Ceremonie. Am Sonntag beging man sie etwas feierlicher. — Am anderen Morgen um 8 Uhr begab sich der König mit seiner Familie an Bord eines Dampfschiffes, welches ihn in kurzer Zeit nach Weymouth brachte, wo er Englands gastliche Erde betrat.“

Bibliographie.

Souvenirs etc. (Erinnerungen eines Sechzigjährigen.) Von A. B. Arnault. Zweiter Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent. [Dies Werk wird zu 8 Bänden anwachsen.]

Atlas historique et géographique etc. (Historischer und geographischer Atlas der Revolutions-Kriege von 1792—1815.) Von P. G., ebendem Schüler des polytechnischen Instituts. Nach geschichtlichen und geographischen Dokumenten bearbeitet, die im Kriegs-Archiv aufbewahrt werden. Erste Lieferung. 4. Mit vier Karten. Pr. 4 Fr. [Dies Werk wird aus sechs monatlich erscheinenden Lieferungen bestehen.]

Mannigfaltiges.

— Byron über Unterhaltung mit Schriftstellern. — W. Scott. — Th. Moore. „Es ist sonderbar“, sagte Byron, „daß mir die Unterhaltung mit literarischen Männern nie recht von Statten geben wollte; sie schienen es immer für ihre Schuldigkeit zu halten, mir ein recht feines und passendes Kompliment über mein letztes Werk zu machen, wogegen ich denn natürlich eines der ihrigen loben mußte. Sie schienen nie recht zufrieden mit einem schwachen Lobe, und ich war eben so wenig zufrieden, daß ich es spenden mußte; so folgte gegenseitiger Zwang, ein jeder war in Erwartung, was nun kommen sollte, und wünschte den anderen (wenigstens war dieses von meiner Seite der Fall) zum Teufel. Scott aber, obgleich ein Dilettant in der Literatur, ist hierin ganz anders; er erwartet nie Komplimente in der Unterhaltung und macht auch keine. In seinem Charakter und in seinem Benehmen herrscht eine Aufrichtigkeit und Einfachheit, die jedes Lob von ihm zur Wahrheit stempelt; jedes ihm dargebrachte Lob hingegen muß hinter seinem Verdienst zurückbleiben, so daß man in seiner Gesellschaft keinen Zwang fühlt. Bei ihm empfand ich nie, was ich so oft bei anderen empfand, die zu sagen schienen: ich lobe Dich, damit Du mich wieder lobest. — Moore ist ein herrlicher Gesellschafter“, fuhr Byron fort, „fröhlich ohne lärmend zu seyn, witzig ohne Anstrengung, komisch ohne Rohheit, empfindsam und doch nicht weinerlich. Er kommt einem vor, wie jene Fee, der, so oft sie sprach, Perlen aus dem Munde fielen. Meine Soupers tête-à-tête mit Moore gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meiner in London verlebten Stunden, sie sind das erquickende Licht in dem düsteren Gemälde, aber sie waren: „Gleich Engelsgrüßen, wenig nur und selten“; denn der große Fehler meines Freundes Tom ist eine Art von krankhafter Unruhe, welche ihm nicht gestattet, sich irgend einem Freunde so ganz con amore hinzugeben, weil er immer denkt, er könne mit einem anderen noch glücklicher seyn. Das Organ der Ortsveränderung, wie sich ein Schüler Gall's ausdrücken würde, ist sehr entwickelt bei ihm, er möchte gern an drei Stellen zugleich seyn.“

Wenn ich bei Moore war, so wünschte ich immer, wie Johnson einst von einem angenehmen Gesellschafter sagte, ihn in einer Postkutsche bei mir allein zu haben, damit er mir nicht entweichen könnte. Es muß eine Wonne seyn, ihn in einem Landhause, in hinlänglicher Entfernung von jedem anderen verlockenden Platze, so ganz allein zu besitzen und sich an seinem Gespräch und seinem Gesang zu ergötzen, ohne beständig zu fürchten, daß er bei dieser oder jener Lady erwartet würde; oder daß es ihm einfallen möchte, er sey hier oder dort versagt. Das Wunder ist, nicht daß man sich so um ihn reizt, sondern daß er selbst sich solchen Leuten hingiebt, die so wenig im Stande sind, ihn gehörig zu schätzen, wenn sie auch den Glanz, den sein Ruf ihren abgeschmackten Soirées verleiht, zu würdigen wissen. Ich kannte einen beschränkten Menschen, der eine ganze Woche an einem Bonmot von Moore zehren konnte, und ich bot einst eine bedeutende Wette an, daß der Erzähler dennoch die Pointe davon nicht verstände, allein es wollte Niemand mit mir wetten.“

— Byron's Ansichten von der Einsamkeit. „Die Einsamkeit (sagte Byron) hat nur den einen, aber bedeutenden Fehler, daß sie uns zu leicht eine zu hohe Meinung von uns selbst beibringt. In der Welt sind wir sicher, oft an jedem unserer wirklichen oder vermeintlichen Fehler erinnert zu werden, daher können wir selten eine zu hohe Idee von uns fassen, wir müßten denn eine ganz ungewöhnliche Portion Eitelkeit besitzen. Wehe dem, der sich in Gesellschaft wollte merken lassen, daß er höher von sich denkt, als von seinem Nächsten; dieses Verbrechen würde Alle in den Harnisch gegen ihn bringen. Dies war die Klippe, an der Napoleon scheiterte. Er hatte so oft die amour propre Anderer verletzt, daß sie mit Freuden ihn von der Höhe hinabstürzen halfen, die ihn als Diefen und seine Umgebungen als Pygmäen erscheinen ließ. Läßt sich bei einem Mann oder einer Frau ein ausgezeichneter Vorzug nicht in Abrede stellen, so wird irgend ein großer Fehler oder eine Schwachheit hervorgehoben, die ihn aufwiegt, und seine Zeitgenossen trösten sich in ihrem Meide mit den Worten: Ich habe freilich nicht so viel Genie wie Dieser, bin freilich nicht so schön wie Jene; dafür bin ich aber auch nicht so jähronig wie der Eine, oder so übertrieben eitel wie die Andere. — Doch, um wieder auf die Einsamkeit zu kommen, (sagte B.) diese ist das einzige Schlaraffenland auf Erden. Da ist Niemand, der uns an unsere Fehler erinnert, oder durch dessen Vergleichung wir gedemüthigt werden können. Unsere bösen Leidenschaften schlafen, weil sie nicht aufgeregt werden; unsere Productionen scheinen trefflich, weil kein wohlmeinender und einsichtsvoller Freund uns einen Wink über ihre Mängel giebt oder uns Fehler in Styl und Erfindung nachweist, wo wir am meisten zu glänzen glaubten. Das sind die Annehmlichkeiten der Einsamkeit, und wer sie einmal gekostet hat, kann an den fieberhaften Genüssen der geräuschvollen Welt so leicht keinen Geschmack mehr finden. In der Welt (sagte Byron) bin ich immer reizbar und heftig; schon das Geräusch in den Straßen einer volkreichen Stadt greift meine Nerven an. In einem Londoner Hause kam ich mir vor wie gefangen, eingesperrt, eingesperrt, und mir war zu Muthe wie einem Tiger in einem zu engen Käfig. Weil wir vom Tiger reden, haben Sie wohl bemerkt, daß alle Menschen, wenn sie in bestiger Wuth sind, hin- und herrennen, wie wilde Thiere in ihrer Höhle? Mir ist es besonders aufgefallen (fuhr er fort) und bewies mir, woran ich nie zweifelte, daß wir viel Thierisches und Wildes in unserer Natur haben, welches, nach meiner Ueberzeugung junimmt, wenn wir unseren fleischlichen Reizungen zu viel nachsehen. — Man hat gesagt, daß ein Mensch, um an der Einsamkeit Gefallen zu finden, sehr gut oder sehr böse seyn müsse; ich leugne dies, denn es giebt keine Superlative im Menschen; sie sind alle komparativ oder relativ, doch, hätte ich auch sonst keinen Grund, es zu leugnen, so würde mir meine eigene Erfahrung einen an die Hand geben. Gott weiß es, ich schmeichelte mir nie mit der Idee, besonders gut zu seyn, denn Niemand kennt seine Fehler besser, als ich die meinigen; aber zu gleicher Zeit kann ich mir eben so wenig denken, daß ich so sehr schlecht bin, und dennoch finde ich weit mehr Geschmack an der Einsamkeit, als ich je an der Gesellschaft fand, selbst in meinen Jugendjahren.“ (New Monthly Magazine.)

— Auch bei Tage kann man Sterne sehen. Das Teleskop zeigt die Sterne beinahe bei Tage wie bei Nacht und zwar, wenn es die gehörige Schärfe hat, nicht bloß die größten und hellsten derselben, sondern auch die von schwächerem Glanze, sie müßten denn der Sonne zu nahe stehen. Aber sogar mit unbewaffnetem Auge kann man aus tiefen und engen Brunnen, Gruben oder Schächten solche hellglänzende Sterne, die durch den Zenith gehen, bei Tage entdecken, und ein berühmter Optiker versichert, daß ein großer Stern, den er mehrere Tage hinter einander, zu einer bestimmten Stunde, durch seinen Rauchfang beobachtet, seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Astronomie gelenkt habe. (Herschel on Astronomy.)

— Thränen-Flaschen. Bei Trauer-Versammlungen der Perser ist es Brauch, daß ein Geistlicher zu jedem Anwesenden, nach dem Grade seiner Trauer, hintritt, die herabfallenden Thränen in einem Stück Wolle sorgfältig einsammelt und dann in eine Flasche ausdrückt. Dies ist ein praktischer Kommentar zum 8ten Verse des 56ten Psalms: „Sammle du meine Thränen in deine Flasche.“ Einige Perser glauben, daß ein Tropfen dieser gesammelten Thränen, in den Mund eines Sterbenden gethan, ihn schon öfter wieder ins Leben gerufen hat, und eben zu diesem Gebrauche werden sie aufbewahrt.